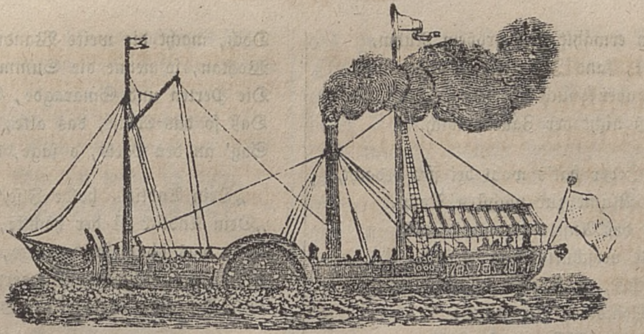
№ 14.

Dienstag, am 2. Februar 1847.



Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von $22\frac{1}{2}$ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Die Wunderblume.

In eine Herberg' traten, im Harz, auf Felsgestein,
Am späten Osterabend zwei junge Wand'rer ein.
Dem Einen, Anselm hieß er, wie ein Hausir zu schaun,
Auf schwarze Augen nieder ihm hingen die dunkeln Brau'n;
Sein Auge, klug berechnend, umher im Kreise spürt,
Die scharfe Adlernase sein Antlitz stattlich ziert.
Er legt den Wanderbündel hin auf die Ofenbank,
Wo er, erschöpft vom Wege, in halben Schlaf versank. —
Der zweite Wand'rer ledig vom Weggepäcke war,
Auch jünger als der erste; sein Auge groß und klar;
Von freiem, edelm Wesen die schlanke Hochgestalt,
Die rothen Jugendwangen von blondem Haar umwallt. —
Den Anselm trieb's zum Handel und in ein Wechslerhaus,
Der Andre, Wolfgang hieß er, zog nach der Pleiße aus;
Zur Hohenschule wandernd vom thüringer Weg er bog,
Weil's, näher in's Liebesauge dem Lenz zu schaun, ihn zog.
Aus Frankfurt stammten Beide, der Krönungsstadt am Main,
Und sprachen, fremd einander, hier in der Herberg ein.

Erschöpft vom langen Wandern lehnt' Anselm an die Wand.
Hellblickend, wachen Sinnes, zur Seite Wolfgang stand,
Zu einem alten Bauern er lauschend neigt das Ohr;
Der trug am Ofensitze den Kindern Märchen vor
Und manche duftige Sage vom Harze lieblich klang,
Daß drin das inn're Auge des Hörers tief versank.
Auch von der Wunderblume erscholl ein Märchen hold,
Die auf dem Questenberge erblühe, weiß und Gold;
Die Geister zu beschwören, geb' ihr Besitz die Macht,
Sie öffne der Tiefe Kammern und ihrer Schätze Pracht.

„Ja dort" — so sprach der Alte — „erblüht der Blume Preis,
Gefüllt mit goldenen Fäden, der Kelch ist schneeigweiß.
Zur Osternacht nur blüht sie, ist dann zu finden nur
Und sproßt auf steilsten Felsen, wo weder Steg noch Spur;
Auch, will man sie gewinnen, es muß gescheh'n zu Zwei'n;
Dabei kein Wort zu reden, geht Manchem sauer ein!
Doch wer sie fand und pflückte, dem dient die Zauberkraft
Und — so er treu sie wahret — die Wundereigenschaft;
Auf sein Geheiß erschließt sich der Berge Felsgestein,
Was er begehrt, er schaut es in lichtem Zauberschein;
Die Höhlen, drin die Zwerge den funkelnden Schatz gehäuft,
Sie thun sich auf und bieten wonach sein Blick nur schweift;
Die Geister und Gnomen müssen ihm Red' und Antwort stehn,
Mit Allem, was ihn freuet, er kann von dannen gehn." —

„He! Landsmann!" — rief der Wolfgang den Anselm — „meiner Treu!
'st Osterabend heute und wir sind unserer Zwei!
Wie wär's, wir suchten Beide der Blume Wunderschein — —?"
„„Dann wären"" — rief der Andre — „„der Erde Schätze mein!""
Und plötzlich war er munter, so rührig und so straff,
Als hätt' er Kraft gefunden im allertiefsten Schlaf.

Die beiden Junggesellen gerüstet sind im Nu,
Der Richtung kundig, eilten der Questenburg sie zu.

Sie Beide zu hohen Dingen erwählt und großem Ruhm,
An Hand und Aug' gesegnet, fand Jeder die Wunderblum'.
Es störte kein Wort den Zauber, auch hüteten sie sich
Die Blume wegzulegen, daß nicht der Zauber wich.

Drauf schieden sie. Ein Jeder hat's wohl bei sich bedacht,
Wozu ihm sollte dienen die Blume zur nächsten Nacht.
Zur Burg des Falkensteines der Anselm wandern will.
Den Gang zur Tidianshöhle verschüttet das Gerüll,
Doch, fand den Eingang Einer, — so ist's im Harz bekannt —
Der hat auch ungemessen Kleinodien zur Hand;
Voll goldener Kaisermünzen der Fässer große Zahl,
Nach Jahrzahl des Gepräges geordnet allzumal;
Auch Tafeln, drauf der Geister Geräth von Diamant,
Geschmeide, Perlenschnüre und andrer Prunk und Tand.
Und wenn nun Anselm liebte das Gold und das Gestein,
So mußte zu dem Allen auf bestem Weg' er sein.

Dagegen Wolfgang wandte zum Ilsenstein sich hin.
Es stand ihm nach Demanten und Golde nicht der Sinn.
O zeigte nur die Blume — wie wär' er reich belohnt! —
Die als der Jungfraun Schönste im Ilsensteine wohnt! — —
Sie läßt am frühen Morgen ihr kühles Felsenhaus,
Und an die ersten Strahlen der Sonne sie tritt heraus,
Sie kämmt in deren Scheine das Haar, so gelb wie Gold,
Das auf die zarten Schultern bis auf die Fersen rollt.
Und stieg die Sonn', — Schönilse die Schritte niederlenkt
Tief in des Thales Kessel, vom Waldgebüsch verhängt.
Den Frechen, der dann lüstern sie zu belauschen wagt,
Den stößt sie in die Wellen, wo's nimmer für ihn tagt;
Doch wer bescheidenen Sinnes von ihrem Bade weicht
Und, ohne sie zu stören, die Augen sittig neigt,
Dem hat sie wohl zu Zeiten in stiller Mondennacht
Erschlossen den Zauberfelsen mit seiner Wunderpracht.
Hoch von den schimmernden Felsen die seidenen Fahnen wehn,
Musik erschallt im Schlosse mit jubelndem Getön,
Es flammt von tausend Kerzen drin jedes Prunkgemach,
Es zieht das Fräulein Ilse den Auserwählten nach
Und zeigt ihm mehr der Wunder und Herrlichkeiten an,
Als er im ganzen Leben erzählen und preisen kann. —

Es war die Nacht erglommen in lichtem Sternenschein,
Da schreitet Wolfgang rüstig heran zum Ilsenstein.
Umher die Büsche rauschen, das Wasser murmelt leis,
Als säng' der Bach dem Walde die süße Schlummerweis'.
Es klopft zu dreien Malen der Jüngling an den Stein:
„Im Namen der Zauberblume, Schönilse, laß mich ein!"

Und durch die Felsenpforte — darob der Jüngling staunt —
Ruft laut die Jungfrau Ilse, doch etwas mißgelaunt:
„Was willst zu später Stunde Du Menschenkind bei mir?
Störst Du um Gold und Schätze die nächtige Ruhe hier?
So geh zur Tidianshöhle, wo eben Dein Gefährt'
Die blitzenden Metalle durchwühlt und die Truhen leert!
Mehr, als ihr schleppen könntet, liegt da an Gold vor euch,
Seid meinem Riesenvetter, dem Atlas, ihr nicht gleich.
Doch, macht die weite Wandrung zur Höhle Dir Verdruß,
Wohlan, so nenne die Summe, die ich Dir reichen muß,
Die Perlen und Smaragde, Sapphire groß und klar,
Daß so das Recht, das alte, der Blume wiederfahr'!
Sag' an den Preis, o sage, den ich Dir bieten kann!"

„Dein Anblick, holde Ilse," — so hub der Jüngling an —
„Dein Anblick ist der höchste, der neidenswerthe Preis!
Und, was ich mehr begehrte, ich nicht zu nennen weiß,
Als in des Schlosses Wundern nur eine Spanne Zeit
Mit Dir mich zu erfreuen Deiner Unsterblichkeit!"

„Das ist" — so dachte Ilse — „das erste Menschenkind,
Das nicht nach meinen Schätzen begierig ist gesinnt;
Ich fand bisher noch alle heißhungerig nach Gold!"
Und als sie dieß bedachte, da lächelte sie hold.
„Wohlan!" — so rief Schönilse — „sei für die Nacht mein Gast
Und für die Wunderblume begehr' im Schlosse Rast!
Was nur Geheimes drinnen, hab' Aug' dafür und Ohr!" —
Drauf öffnet sie des Schlosses kyklopisches Felsenthor.

Geblendet von dem Glanze der Jüngling senkte den Blick,
Und an der Felsenschwelle den Schritt er hielt zurück;
Geblendet von dem Reize der Maid, die vor ihm stand
Und ihm entgegenstreckte zum Gruß die Lilienhand.
Er faßt sie, sich ermannend, legt drein die Wunderblüth'
Und neigt sich, sie zu küssen, von Wonnen süß durchglüht.
Da mit den Schwanenarmen Schönilse ihn umflicht,
Sie zieht ihn nach, es schließen die Pforten, erlischt das Licht.
Doch klang's bis zum Ilsensteine und klang bis zum Morgenstrahl
Zum Rauschen der Wasser und Bäume wie sel'ge Musik in's Thal. — —

Es schritt am nächsten Morgen Wolfgang auf Waldespfad,
Als sein Gefährte, Anselm, ihm drauf entgegentrat.
Der keucht, mit schwerem Bündel bepackt, des Wegs daher,
Doch trug er, schien's, die Lasten mit Lust mehr als Beschwer.
Verwundert stand er stille, da Wolfgang vor ihm stand,
Das Auge frisch und helle, jedoch mit leerer Hand.

„Ihr blickt wie ein Verklärter!" — so Anselm nahm das Wort —
„Schon bargt Ihr wohl die Schätze an einen sichern Ort?"
Der Wolfgang nickte lächelnd. — „Was habt Ihr hinweggerafft?"
Fuhr Anselm fort und schnaufte derweil nach frischer Kraft.
„O Wunder! In der Höhle, da traf ich schlecht es nicht,
Ich faßte die Heckegulden vom haltigsten Gewicht,
Auch Perlen und Geschmeide, — von Geistern ungeirrt.
O hört nur, wie's im Seckel von edeln Münzen klirrt!
Doch wie? Hätt' gar noch holder das Glück Euch angelacht?
Erzählt mir, wie erging's Euch, Gefährte, diese Nacht?"

Der sprach: „In hundert Liedern sag' ich der Welt es an!
So lebt denn wohl! Zum Brocken muß ich hinauf, Kumpan!
Denn dort auch klingt das Märchen von Fausten's Qual und Lust,
Das wundersam Schönilse gelegt mir in die Brust!"

Er eilte fort. — Drauf Anselm mit schmunzelndem Gesicht:
„Hm! — Märchen — Sagen — Lieder — ich fasse den Landsmann nicht!
Ist er um solche Waare nicht Perlen und Steinen hold,
Geränderten Dukaten und anderer Münz' in Gold?
Hier sitzt im Sack der Zauber! Mit ihm erobr' ich schier,
Ich, Anselm Mayer Rothschild, wohl ganz Europa mir!"

Der Andre, der so eben verschwand im Tannenhag,
Er war es — Wolfgang Göthe, wie leicht man rathen mag!

Anselm hat Wort gehalten, wie er sich's angelobt. —
Die Kraft der Zaubergulden hat gründlich er erprobt.
Er unterwarf sich Deutschland, Europa selbst zur Frohn,
Er starb, auf seinem Haupte die goldene Börsenkron'.
Doch wählte — dürft ihr fragen — drum schlechter sein Genoß?
Nein! Auf den Sarg, darinnen man Göthe's Hülle schloß,
Darauf bewundernd legte die Welt den Lorbeerkranz,
Der unverwelklich grünet in ewig frischem Glanz,
So lang noch Jungfrau Ilse im Ilsensteine blüht,
Weil sie mit stärkstem Zauber der Liebe gefeit sein Lied.

Caesar von Lengerke.

Miscellen.

In dem kleinen Orte St. Lambrecht in dem Theile der alten Pfalz, welcher jetzt Rheinbayern heißt, wohnten viele Tuchmacher, welche ihr Geschäft nach sogenannter alter Art betrieben. Nach dem Frieden von 1815 erwachte aber überall größere Geschäftsthätigkeit, es entstanden Spinnmaschinen und Fabriken, und die Verständigen unter den Tuchmachern von St. Lambrecht überzeugten sich, daß sie ohne Benutzung der neuen Erfahrungen in der Tuchmacherei der Concurrenz unterliegen müßten. Es gelang aber erst im Jahr 1824, den tief eingewurzelten alten Schlendrian zu überwinden; 22 Tuchmacher traten zusammen, jeder schoß 600 Fl. rhein. zur Errichtung einer Spinnerei und Appretur-Anstalt ein. Geschickte Arbeiter wurden aus Verviers verschrieben. Der beste Erfolg begünstigte diesen Anfang. Nach und nach entstanden noch sechs ähnliche Anstalten an demselben Orte. Es sind dieselben keine eigentlichen Actien-, sondern Gesellschafts-Verbindungen. Kein Theilnehmer darf sein Kapital herausziehen, sondern nur einen Theil des Gewinnes, unter der Verpflichtung, seine Wolle und seine Tuche nur allein in der Anstalt seiner Gesellschaft spinnen und appretiren zu lassen. Die Rechnungen werden durch Einen aus der Gesellschaft immer ein Jahr lang geführt, und nach gehaltener Abrechnung wird jedesmal ein Anderer ernannt. Die Fabrikgebäude enthalten nur die Maschinen zum Spinnen und zur Appretur. Die Webstühle hat Jeder in seinem eigenen Hause und betreibt die Fabrikation auf alleinige Rechnung. Es sind jetzt eine bedeutende Anzahl Webstühle mehr im Gange, als je zuvor. Der jährliche Betrag der angefertigten Tücher wird auf drei Millionen rheinische Gulden (also etwas über 1,700,000 Rthlr.) angeschlagen. Kein früherer Tuchweber ist ohne Arbeit geblieben; ja es sind noch manche fremde herangezogen. Selbst die große Anzahl Handspinner, die durch die Einführung der Maschinenspinnerei arbeitslos geworden, fanden alle nach und nach Beschäftigung. Der Erfolg dieser Unternehmung ist befriedigend und wohlthätig. Jede Einzahlung bei der ersten Spinnerei von ursprünglich 600 Fl. rhein. (343 Rthlr.) ist jetzt 4000 Fl. rhein. (2286 Rthlr.) werth! — Das sind die Früchte der freien Vereinigung zu nützlichen Zwecken, und auf diesem oder ähnlichen Wege vermögen Einzelne der Concurrenz und der Macht des großen Kapitals die Waage zu halten.

Das „Athenäum" vom 2. Januar berichtet nach einem in Salisbury erscheinenden Blatte, daß man Kreidegestein unter Kohle gemischt mit Vortheil als Brennmaterial verwendet habe; es gebe, wenn von Kohlen eingeschlossen, eine starke Hitze und ein helles Feuer.

In dem Würzburger Abendblatte vom 20. Januar lesen wir: „Gestern Vormittags kam auf der Domstraße ein Ochse an einem bespannten Wagen zum Falle. Alsbald versammelte sich eine Menge Leute, um dem Führer des Ochsenwagens bei Aufrichtung des mit phlegmatischer Ruhe liegen gebliebenen Ochsen behülflich zu sein. Man zog ihn am Schwanze, zerrte ihn an den Ohren, versuchte ihn auf die Füße zu stellen, schob einen Hebebaum unter, — Alles umsonst! der Ochse blieb liegen. Die verehrlichen Anwesenden, deren Hülfsmittel nun erschöpft waren, standen rath- und thatlos da, und es gewann schon den Anschein, als ob die Gleichmuth des Ochsen die Oberhand behielte. Da nahte in unscheinbarer Gestalt der Retter aus der Noth. Ein Ochsenkundiger trat näher, und prüfenden Blickes das Ganze überschauend, rief er aus: „Worum hält mer dem Ochsen nit die Nasenlöcher zu? eher als er erstickt, eher springt er auf." Gesagt, gethan! und der Ochse stand auf seinen Füßen. — Ein Denkmal für den großen Mann!

Zwei Berliner Dandys stritten sich, wessen Schneider dem Einen oder dem Andern am meisten zu Danke verpflichtet sei. „Denken Sie sich," sagte A. zu B., „der meinige hat seine Tochter allein von meinen Rechnungen ausgestattet." — „Oho," erwiederte B., „mein Schneider hat schon drei Häuser von Dem gebaut, was ich ihm schuldig bin."

Auflösung der zweisylbigen Charade im vorigen Stücke:
Anmuth.

Reise um die Welt.

*** Ein achtungswerther Geschäftsmann in Berlin hat höheren Ortes zur Begutachtung eine Rechnung eingereicht, nach welcher, wenn sämmtliche Prioritäts-Actien der Eisenbahnen in den Zollvereinsstaaten von den Regierungen angekauft würden, die Eisenbahnen in ungefähr dreißig Jahren Staatseigenthum würden. Man soll das Project zur näheren Erwägung gezogen haben.

*** Der Kronprinz von Würtemberg war mit seiner Gemahlin Olga am 25. Januar bei einer Schlittenpartie in großer Gefahr. Der russische Kutscher fiel, die Pferde wurden scheu und gingen durch, und nur der Geistesgegenwart des Kronprinzen, der mit der einen Hand die herabhängenden Zügel ergriff, mit der andern seine Gemahlin, die aus dem Schlitten springen wollte, zurückhielt, ist es zu danken, daß größeres Unglück verhütet wurde.

*** Der Wolrabeschen Schauspieler-Gesellschaft ist durch den Regierungspräsidenten von Schleswig die Concession für die Herzogthümer genommen, weil am Abend des Eckernförder Festmahls im Theater „Schleswig-Holstein" gesungen wurde.

*** Die Herren Claz und Rosenburgh in Newyork haben so eben eine Maschine vollendet, mit deren Hülfe zwei Männer und drei Knaben die Arbeit von zehn der besten Schriftsetzer zu verrichten im Stande sein sollen.

*** In Schlesien hat ein Kurzwaarenhändler Zauberkünste getrieben. Er zog in ganz Oberschlesien umher, sprach in allen Bauerhöfen ein, nahm überall eine Otter aus seiner Tasche hervor und bat sich Milch für dieselbe aus. Der Gaukler verstand die Otter so zu behandeln, daß sie nur selten die dargereichte Milch annahm, und dann erklärte er letztere für schlecht und die Kuh für behext, worauf — im Einverständniß mit der erschrockenen Hausfrau — der Bezauberungsprozeß im Kuhstall durch Anmalen von Kreuzen mittelst Phosphor und unter unverständlichem Gemurmel vor sich ging. Der Zauberer ließ sich unter der Versicherung, daß die Kuh von nun an eine bedeutende Quantität guter Milch geben würde, einige Thaler bezahlen. Er machte vortreffliche Geschäfte, bis endlich die Sache der Polizei-Behörde zu Ohren kam und der Zauberer seine Kunst im Gefängniß begraben mußte.

*** Das Haus Rothschild macht jetzt auch Geschäfte in Taback; bei der in diesen Tagen stattgefundenen Adjudication für die Tabackslieferung wurden ihm 2,400,000 Kilogramm Maryland zugeschlagen.

*** Aus Heidelberg wird geklagt, daß die Rohheit der „Corpsburschen" in den dasigen Studentenverbindungen immer mehr zunehme; kürzlich haben wieder mehrere scandalöse Auftritte stattgefunden.

*** In Spanish Town (Jamaika) starb kürzlich ein Neger, der bis zur bekannten Emancipation Sklave war, in dem außerordentlich hohen Alter von 142 Jahren. Noch ungewöhnlicher, wie dies Alter, ist der Umstand, daß der Neger bis etwa 14 Tage vor seinem Ableben einer vollständigen Gesundheit genoß und im Stande war, sich sein Brod zu verdienen. Er war früher lange Zeit Kutscher bei einem hohen Beamten der Insel, dem er angehört hatte, gewesen. Daß ein Sklave so alt werden könne, meint das Jamaika-Journal, wäre ein hinreichender Beweis, daß es mit der Sklaverei selbst nicht so schrecklich sei, als man es oft vorstelle. In seinem Geburtslande würde jener Sklave keinenfalls so alt geworden sein. — — —

*** Die „Times" meldet, daß ein Herr Brown ein unverletzliches Briefcouvert erfunden hat, das allen Künsten der Brieferbrecher Trotz bieten werde. Der Erfinder hat auf diese wichtige Erfindung ein Patent genommen.

*** Am 27. Januar ist die Stadt Allenburg in Ostpreußen von einer Feuersbrunst betroffen worden, die in wenigen Stunden 12 Wohnhäuser, 22 Ställe und 79 Scheunen in Asche legte.

*** Herr von Küstner, Generalintendant, hat in der Vossischen Zeitung einen langen Artikel veröffentlicht, in dem er nachweist, daß die erhöhten Preise mehr einbringen, als die niedrigen, wenn nämlich das Haus voll ist. In der That ein merkwürdiger Aufschluß. —

*** Eine beim Justizamt zu Wiesbaden anhängige Sache, eine Wechselforderung von 30 Rthlr. betreffend, dauert nun schon im fünften Jahre, und trotz dem, daß der Schuldner schon im October 1843 zur Zahlung der Hauptsumme verurtheilt wurde (es waren nämlich auch Protestkosten eingeklagt), ist man noch keinen Schritt weiter.

*** Eine amerikanische Zeitung berichtet, daß ein Herr Bauvard in Boston ein Panorama des Missisippi-Thales aufgestellt habe, zu dessen Zeichnung drei (engl.) Meilen Leinwand verwandt seien. Zur Entrollung dieser Leinwand gebrauchte man sechs Stunden. Es frägt sich nun: wie groß war der Umfang des Gebäudes, worin dies Panorama zur Schau gestellt wurde? etwa auf drei Meilen?

*** Die Berliner Bürgergesellschaft zählt jetzt 270 Mitglieder, ist fortwährend in erfreulichem Wachsthum begriffen, und hofft es in diesem Jahre bis auf 1000 Mitglieder zu bringen, wozu wir ihr alles Glück wünschen.

*** Wir theilten vor Kurzem unsern Lesern mit, daß von amerikanischen Aerzten ein Mittel erfunden sei, welches auf unschädliche Weise bei Operationen gegen den Schmerz unempfindlich mache. Das Mittel — Betäubung durch Schwefeläther — ist bereits in Leipzig mit Erfolg angewendet worden.

*** In Hamburg hat sich der Chef eines der ältesten Handlungshäuser, nach eingetretener Zahlungsunfähigkeit, an dem Grabe seiner Frau erschossen.

*** Zum Schluß unseres Blattes können wir noch die erfreuliche Mittheilung machen, daß die bedauerlichen Differenzen zwischen Civil und Militair in Köln, die durch bekannte Vorfälle im Casino herbeigeführt worden waren, vollständig beigelegt worden sind.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№ 14. **Am 2. Februar 1847.**

Inserate werden à $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes ist in fast allen Orten der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Theater.

Am 27. Januar. Zum Benefiz für Hrn. Ditt: Uriel Akosta, der Saducäer von Amsterdam. Trauerspiel in 5 A. v. Gutzkow.

Der glückliche Wurf in der Wahl des Stoffes, die großartige, trefflich durchgeführte Idee, die geniale und feine Zeichnung der Charactere und eine lebendige, gegen die Kunstgesetze nirgends verstoßende Handlung machen Gutzkow's Uriel Akosta zu einem dramatischen Kunstwerk, zu dem man der deutschen Literatur und Bühne von Herzen Glück wünschen kann. Es dürfte dem Leser von Interesse sein, zuerst die historische Grundlage kennen zu lernen, auf der sich die Handlung des Stückes bewegt. Uriel Akosta war (s. Bayle Dictioneaire historique (1702) II. ed., I. vol., pag. 68) portugiesischer Edelmann. Von jüdischen Eltern geboren, aber bald nach seiner Geburt getauft, widmete er sich der Rechtswissenschaft, gerieth mit der Inquisition in Händel, verließ im Anfange des 17ten Jahrhunderts Portugal, ging nach Amsterdam und trat in dem, in religiöser Beziehung freien Holland wieder in den Mosaismus mit seiner Familie zurück. Aber seine Schrift über die Unsterblichkeit der Seele (1623) zog ihm den Haß der Rabbiner zu, die ihn mit dem Bannfluch belegten. Er entschloß sich zum Widerruf, erblickte unter denen, die bei der auferlegten Buße über ihn hinwegschritten, seinen ärgsten Feind, entbrannte von Rache, in der er eine Pistole auf seinen Feind abfeuerte und als er ihn fehlte, sich selbst erschoß. Abgesehen von der Einführung der Judith hat sich der Dichter in unserm Drama wenig von dem gegebenen Stoffe entfernt. Akosta hat die Tochter des reichen Manasse Vanderstraten unterrichtet und sie — wie Silva, ihr Oheim, sagt — mit dem Netz seines Denkens umgarnt. Judith ist nach der Sitte ihres Volkes schon sehr jung einem der reichsten Kaufleute Amsterdams, Ben Jochai verlobt worden. Der Verlobte ist beim Beginn der Handlung eben aus Portugal zurückgekehrt, hat mit richtigem Blick erkannt, daß Judith ihm fremd geworden, sich dem Uriel Akosta zugewandt habe und sucht, von Eifersucht beunruhigt, bei dem Arzte de Silva Trost und Hilfe. Silva wird als ein erfahrener und guter Mensch geschildert, dessen Gelehrsamkeit ihm eine Achtung bei seinen Glaubensgenossen erworben hat. Eine treue Anhänglichkeit an den Glauben und die Sitten seines Volkes hat ihn zwar nicht dazu gelangen lassen, sich über den religiösen Standpunkt seines Volkes zu erheben, aber sein von Natur liebendes Herz hat ihn vor Fanatismus bewahrt, und er sieht in der Vermittelung feindseliger Elemente die Aufgabe seines Lebens. Ben Jochai, ein energischer Character, dessen Grundzug Selbstsucht ist, pocht auf seinen Reichthum und erkennt in ihm das wirksamste Mittel zur Verwirklichung aller seiner Wünsche „Die Himmelsfrage ist ihm wenig werth" und der Fanatismus seiner Priester nur ein erwünschtes Werkzeug seiner Rache. Dem einen wie dem andern ist die Erklärung Uriel Akosta's sehr willkommen, daß er Amsterdam verlassen und in Deutschland ein ruhiges Plätzchen suchen will, an dem er ungestört denken und forschen könne. Akosta fühlt, was ihm Judith geworden und hat, um dem Kampf seines Herzens auszuweichen, den Entschluß zu fliehen gefaßt. Aber als de Santos, der Vertreter herrschsüchtigen und deshalb fanatischen Priesterthums, in seiner Gegenwart sein neuestes Werk dem Silva im Auftrage des Synagogen-Vorstandes zur Prüfung überreicht, läßt er seinen Entschluß fallen und bleibt, seine ausgesprochene Ueberzeugung zu vertheidigen, in Amsterdam. So weit der erste Akt. Der zweite führt uns nach Manassens Villa, wo ein Fest bereitet wird, zu dem Judith, des Vaters Augapfel, auch den Akosta geladen hat. Manasse ist ein alter, feingebildeter Mann. Innerlich über den Standpunkt seines Volkes erhaben und der Lehre des Christenthums zugewandt, hält er ihn, „weil an der Masse das alte Vorurtheil ewig kleben bleibt", äußerlich fest und sucht in den heitern Räumen der Kunst eine Entschädigung für die Armuth jenes täglichen Lebens. Uriel kommt und trifft Judith allein. Er beschwört sie vergebens, ihn aufzugeben und ihn ziehn zu lassen. Zu spät, denn schon ereilt die Liebenden ihr unseliges Verhängniß. Die Synagoge hat den Bannfluch ausgesprochen. Santos ist sein Ueberbringer und verkündet ihn in Gegenwart aller Gäste Manasses. Da tritt Ben Jochai hervor mit der Erklärung: Akosta sei Christ. Akosta erzählt, wie er in Portugal getauft, in Holland wieder Jude geworden sei und — es bleiben wolle. Alle verlassen ihn, aber als der Priester ihm am Ende seines Fluches verkündet, daß er in dem Durst nach Liebe verschmachten und sich ihm nie eines Weibes Liebe hingeben werde, tritt Judith zu ihm hinüber, Fluch und

Elend zu theilen. Manasse flucht seiner Tochter nicht, giebt Akosta auf seiner Villa eine Freistatt und nimmt Judith mit nach der Stadt zurück. Der dritte Akt versetzt uns wieder nach der Stadt. Manasse will dem Akosta seine Judith geben, wenn er widerruft, aber weder Silva's Bekehrungsversuche noch die Liebe zu Judith können Akosta bewegen. Da kommt seine alte blinde Mutter, geführt von ihren beiden Söhnen. Alle drei gedrückt von dem Fluche, der den Sohn und Bruder betroffen, wollen den Wanderstab ergreifen, zuvor nur noch einmal Judith und Akosta sehen. Judith zeigt zu den Füßen der alten blinden Mutter ihr ganzes liebendes Herz und Akosta, von so viel Schmerz und von der Liebe zu seiner Mutter bewältigt, eilt nach der Synagoge — um zu widerrufen. Aber schon steigt von anderer Seite ein böses Wetter auf. Der reiche Börsenkönig Ben Jochai hat es dahin zu bringen gewußt, daß dem alten Manasse nichts bleibt, als ihm seine Tochter zu geben oder ein Bettler zu werden. — Nach der Synagoge führt uns der vierte Akt. Akosta, dem in einsamer Zelle Zeit zur Bekehrung vergönnt war, tritt vor den Rath der Priester. Der älteste unter ihnen, Akiba, in dessen Charakterzeichnung Gutzkow seine ganze Genialität offenbart, sucht mit freundlichem Zuspruch sein Herz zu erweichen. Der neunzigjährige Akiba ist ein frommer, ehrwürdiger Rabbi. Der Talmud ist die Quelle und Grenze seines Wissens zugleich. „Alles ist einmal schon dagewesen und der Glaube besteht doch", das ist die Angel, um die sich seine Beweisführung dreht, aber während de Santos die Widerrufung und die Demüthigung Akosta's nur will „des Ansehens der Kirche", d. h. der Priester halber, hört man es dem Akiba an, daß er auch den Abgefallenen liebt und ihn zu seinem Heile zurückführen möchte. Akosta, nicht überzeugt, aber zu dem Opfer entschlossen, leistet mit dem gewaltigsten innerlichen Kampfe vor der Gemeinde den schmählichen Widerruf ab, an dessen Ende er sich bereit erklärt, sich vor die Schwelle des Tempels zu legen und die Mitglieder der Gemeinde über sich hinweg schreiten zu lassen. Ohnmächtig wird er hinweg getragen. Ben Jochai erscheint; Judith, ihren Vater zu retten, hat ihm ihre Hand zugesagt. Er schreitet zuerst über Akosta, dessen Mutter auch mittlerweile gestorben, hinweg und raunt ihm die Schreckensbotschaft zu. Akosta springt auf, eilt zurück nach dem Tempel, widerruft seinen Widerruf und schwört bei dem Gott der Rache, sich zu rächen. — Der zum letzten Male aufgehende Vorhang zeigt uns noch einmal Manassen's Villa, auf der das Hochzeitsfest Judiths mit Ben Jochai gefeiert wird. Uriel hat mit dem kleinen Spinoza, der wie ein lieblicher Morgenstern der untergehenden Sonne beigesellt ist, seinen Weg nach der Villa genommen, um Ben Jochai noch vor der feierlichen Handlung zu tödten, aber er kommt zu spät, denn schon sind die Ringe gewechselt. Judith, von der Trauung zurückgekehrt, bittet, sie einen Augenblick allein zu lassen, und benutzt diesen Augenblick, sich mit einem Gifte zu tödten, das sie mit Uriel früher aus Blumen bereitet hat. Sie stirbt, rings um sie ihre Verwandten und die Hochzeitsgäste, zu ihren Füßen Akosta, der an Manasse die Bitte richtet, ihm einen Platz in dem Garten bei Judith zu vergönnen. Er zeigt auf den Platz, schreitet groß und feierlich darauf zu, und ein Schuß kündet dem Zuschauer an, daß er Judith gefolgt ist. Santos unterbricht zuerst das Schweigen, indem er, bis zum letzten Augenblick derselbe Fanatiker, stolz ruft: „Der Glaube siegt, zwei Opfer sind gefallen." Aber der edle Silva weist ihn zurück und faßt die ernste Mahnung des Trauerspiels in die wenigen Worte:

> Ja geht hinaus
> Und predigt, Schonung, Duldung, Liebe!
> Und was der wahre Glaube? O der Glanz
> Der alten Heiligthümer, seh' ich, schwindet!
> Glaubt was ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
> Nicht was wir meinen siegt, de Santos! Nein,
> Wie wir es meinen, das nur überwindet.

Das sind die Grundzüge der Handlung, welche Gutzkow's Uriel Akosta uns vorführt. Die weiteren Bemerkungen, die sich an sie knüpfen, verspare ich mir auf die zweite Aufführung. Hoffentlich hat dann ein recht großer Theil des hiesigen Publikums das vortreffliche Werk aus eigener Anschauung kennen gelernt und kann seiner weiteren Besprechung mit um so größerer Theilnahme folgen. Die Darstellung war heute im Ganzen genügend, in manchem Einzelnen recht lobenswerth: auch ihr wird eine Wiederholung wohl noch mehr Rundung und Klarheit geben, aber man sah es den Darstellern schon heute an, daß sie nach ihren Kräften bemüht waren, das Kunstwerk dem Publikum würdig vorzuführen.

Dr. Ryno Quehl.

Zweites Symphonie-Concert
im Gewerbehause.

Das war ein sehr genußreicher Abend für Herz und Ohr, und ich möchte wohl statt der kritischen Feder die poetische zur Hand nehmen, wenn nicht Zeit und Raum es widerriethen. Zunächst haben viele Musikfreunde den langgehegten Wunsch befriedigt gesehn, Etwas von der neu-französischen Orchester-Musik in großartiger Ausführung kennen zu lernen, indem uns die characteristische Ouverture von Hector Berlioz: „die Vehmrichter" vorgeführt wurde. Obgleich mit dem Werke selbst unbekannt, glaube ich doch versichern zu können, daß die Ausführung eine vortreffliche war. Zu wünschen blieb vor Allem ein größerer Raum für diese gewaltigen Tonmassen, welche für schwache Nerven allzu erschütternd wirkten, wenn Tuba und Posaunen in ff losbrachen, und schrillende Becken dazwischen auf schreckhafte Weise ertönten. Diese Pièce caractéristique ist auch zugleich characteristisch für die Richtung der Fran-

zosen in dieser Hinsicht, indem sie die Neigung derselben zum möglichsten Ausbeuten des Effects ohne genaues Einhalten der Grenze des Schönen von Neuem beweist. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß das harmonische Element hier in sehr bedeutsamer Weise auftritt, und der Verfasser der „Musikalischen Reise durch Deutschland" nicht ohne Erfolg sich mit unsern musikalischen Heroen vertraut gemacht hat, wenn gleich der Verfasser der „Instrumentations-Lehre" überall kenntlich bleibt. Ist doch auch der Vorwurf zu diesem Werke gerade unserm vaterländischen Boden angehörig. Mit der Characteristik ist es auch hier freilich eine mißliche Sache; wo der Eine das grausige und erhabene Walten der heiligen Vehme, den Uebermuth des Faustrechtes, das Geschrei und Stöhnen bedrängter Unschuld, den Sieg des Rechts und Lichtes u. s. w. zu vernehmen glaubt, würde ohne die Angabe eines Programmes ein Andrer vielleicht die Darstellung eines Schiffbruches, eines Brandes, wohl gar eines Gewitters und ähnlicher Naturereignisse heraushören. Daß dies Genre bei uns zum Nachtheile deutscher Art und deutscher Musik allzu heimisch werden könnte, haben wohl die Verehrer der letzteren gerade nicht zu befürchten. — Herr Musikdirector Deneke erfreute die Anwesenden durch Wiederholung der neulich bereits im Concert des Fräulein Cristiani meisterhaft vorgetragenen Fantasie von Allard und erhielt wieder sehr vielen Beifall. — Dann folgte deutsche Musik, Weber's Oberon, aus dem Fräul. Köhler die Arie: „Eil', edler Held", das folgende Duett mit Frau Hagen und das folgende Finale mit einem Chore von Dilettanten vortrug. Der verfehlte Einsatz und ein paar Kleinigkeiten kamen theils auf Rechnung der ungünstigen Stellung des Dirigenten, theils des Umstandes, daß die erstgenannte Sängerin die Probe nicht mitgemacht hatte. Der Eindruck des Ganzen war dem herrlichen Werke wohl angemessen. — Das Hauptstück des heutigen Concerts war Spohr's Symphonie: „Die Weihe der Töne", über deren Werth längst entschieden ist; ein höchst interessantes Tongemälde, worin die Vielseitigkeit der Tonkunst, vom sanften Wiegenliede bis zum tausendstimmigen Siegesgesang nach gewonnener Feldschlacht, ja sogar vom einfachen Naturlaute des Waldvogels am friedlichen Sommerabende bis zur hinsterbenden Trauermusik am Grabe unserer Lieben uns vorgeführt wird. Könnte man auch das Hereinziehen unmusikalischer Töne im ersten Theile, wie des Gewitters, ferner die etwas gesuchte, wiewohl kunstvolle Verschmelzung des Wiegenliedes mit Tanz und Serenade im zweiten erst einer genaueren Kritik unterwerfen, erscheint auch ferner der vierte Satz nur gleichsam als ein nöthiges Supplement zu den früheren; so athmet doch das ganze geistreiche Werk so viel Frische, so viel wahre Musik und giebt die verschiedenen rein menschlichen Situationen in so entsprechender Weise wieder, daß man bei einer vollendeten Ausführung, wie die heutige war, in hohem Grade befriedigt werden mußte. Auch hat Spohr, der Meister der Violine, besonders der elegischen Behandlung derselben, durch dieses Werk den möglichen Vorwurf der Einseitigkeit auf das Glänzendste widerlegt; man höre nur dieses Martiale im dritten Theil mit seinen hinreißenden Fanfaren, worin die Todesverachtung eines von Heldenmuth glühenden Herzens sich ebenso großartig ausdrückt, wie die idyllische Cantilene der Clarinette im zweiten den Hörer in die friedliche Stille eines einfachen Naturzustandes, an die Wiege des Säuglings versetzt, dessen Schlummer vom liebenden Mutter-Auge bewacht wird. Ich muß leider abbrechen, fast ehe ich begonnen, die Schönheiten des Werkes auseinander zu legen und füge nur noch hinzu, daß die vortrefflich ausgeführte Ouverture zum Freischütz (nur das letzte ritard. schwankte) mit ihrer musikalischen Fülle, worin Himmel und Hölle sich abspiegeln, einen höchst wünschenswerthen Schlußstein zum Ganzen gab. Die Herren Mitglieder des Comité, so wie namentlich Herr Block verdienen den wärmsten Dank des Publikums für die Gewährung solcher Genüsse, so wie Herr Musik-Dir. Deneke für seine umsichtige und energische Leitung.

Dr. Brandstäter.

Kajütenfracht.

— In der Vorstadt Langfuhr scheint die Ortsuhr ebenfalls von der anhaltenden Kälte gelitten zu haben. Denn eines Morgens um 7 Uhr sah man, daß die Stundenkündigerin bereits mit den Nachtwächtern um $4\frac{1}{4}$ zur Ruhe gegangen, den folgenden Tag aber doch bis 6 Uhr 5 Minuten ausgehalten hatte. Von der Glocke derselben kein Wort, denn was ist von einem Invaliden zu verlangen, der jahrelang in Ruhestand versetzt, jetzt wieder mit Jugendfrische Dienste thun soll? 9.

— Vor einigen Tagen wurden aus dem Speicher des Gutes Brunshof bei Neuschottland, durch Einsteigen in das Giebelfenster 2 Säcke Roggenmehl und 1 Sack graue Erbsen gestohlen. Die Hofwächter sind aber zwei der größten und bösesten Hunde, die in Sommerabenden oft den späten Wanderer an den Gittern des Gartens durch ihr wüthendes Bellen erschrecken. Wo waren denn diese an dem verhängnißvollen Abend? — 9.

— Auf der Sasper wurde einem unbemittelten Tischler die einzige Kuh aus dem Stalle gestohlen, die Thäter sind bis jetzt unbekannt geblieben, denn einige dreißig solcher Langfinger haben in der Umgegend Logis genommen. —

— In Pietzkendorf ereignete sich am 27. v. M. folgender Unglücksfall. Zwei Paar Arbeitsleute, die in einer Stube beisammen wohnen, gehen an diesem Tage gemeinschaftlich nach Holz und lassen, die einen ihr fünfjähriges, die andern ihr noch kleineres Kind in der Wiege zu Hause, während sie zur Erwärmung der Stube eine Pfanne mit glühenden Kohlen in dieselbe setzten. Bei

ihrer Rückkunft finden sie das ältere Kind über der Pfanne liegend erstickt und angesengt, das andere in der Wiege todt. — Wie oft sind dergleichen warnende Beispiele schon- und selbst durch diese Blätter zur Oeffentlichkeit gekommen und dennoch wiederholen sie sich nur zu häufig. Ein Beweis, wie wenig der Proletarier von dem weiß, was öffentliche Blätter enthalten und wie zweckmäßig es wäre, in Schule und Kirche dergleichen zur Sprache zu bringen. — 9.

— In der Nacht vom 30. zum 31. v. M. stattete uns auch das feurige Element auf eine sehr unangehme Art seine Neujahrs-Gratulation ab. Es brach nämlich Nachts 1 Uhr in einer in der Weißmönchen Kirchengasse belegenen Färberei Feuer aus, das schnell genug um sich griff, um an den Vorder- und Hintergebäuden bedeutenden Schaden anzurichten. —

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gerhard.

Theater-Repertoir.

Mittwoch, d. 3. (Abonnement suspendu.) Z. Benefiz für Herrn Tschorni, z. e. M.: Die Musketire der Königin, oder der Rächer. Schauspiel in 4 Akten mit einem Vorspiel „der Unbekannte", nach dem Roman des A. Dumas.

Donnerstag, d. 4. Das unterbrochene Opferfest.

Freitag d. 5. Z. e. M. w.: Uriel Akosta, der Saducäer von Amsterdam. Trauerspiel in 5 Akten von Gutzkow.

Druck und Verlag der Gerhard'schen Buchhandlung in Danzig